

Sahira Awad
mit Alice Huth

WER DICH
»SCHWESTER«
NENNT, IST
NICHT IMMER DEIN
BRUDER

Mein Leben zwischen Hip-Hop, Moscheen
und Männern, die eine Religion benutzen,
um uns zu missbrauchen

mvgverlag 

© des Titels »Wer dich »Schwester« nennt, ist nicht immer
dein Bruder« (978-3-86882-679-1)
2017 by mvg Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.mvg-verlag.de>

Dieses Buch widme ich meinem Sohn Saleem. Der Name bedeutet Peacemaker. Friedensstifter, das Gute und Gesunde. Für ihn, in seinem Namen schreibe ich.

INTRO

S wie *Sehen*

Salam.

Friede sei mit euch.

Ich bin Sahira.

Sahira bedeutet die Wachsame, Achtsame. *Sahar* bedeutet Aufwachen, wach bleiben, über etwas oder jemanden wachen. Mit offenen Augen durchs Leben gehen. Ich habe das Wort auch im Koran gefunden (Koran Sura (Kapitel) 79/Aye (Vers) 14). *Sahira* ist ein Ort, eine Zeit oder ein Zustand des Erwachens.

Heute weiß ich, wie wichtig Worte sind. Heute trage ich meinen Namen mit Stolz, aber es gab eine Zeit, da habe ich seine Bedeutung verleugnet. Da habe ich nicht mehr klar gesehen. Ich bin falschen Propheten gefolgt wie ein Schaf seinen Schlächtern.

»Deine Bücher sind nicht gut in den Augen Allahs«, haben sie gesagt, und ich habe sie hergegeben.

»Musik ist Sünde«, haben sie gesagt, und ich habe mein erstes eigenes Album vor den Augen meines kleinen Sohnes im Hinterhof unseres Mietshauses in Wedding in die Mülltonne geschmissen, habe vor Saleem ein Lächeln aufgesetzt, während mir das Herz brach.

»Die Stimme der Frau bringt Verderben«, haben sie gesagt, und beinahe wäre ich verstummt.

In dieser Zeit war ich nicht ich selbst. Ich habe verraten, was mir lieb und teuer war. Der Gedanke daran treibt mir Tränen in die Augen, und zugleich spornt er mich an.

Ich will nach vorn gehen und den Mund aufmachen, so wie damals, als ich neben Big Sal, Deso Dogg oder Bushido im Studio ans Mikro trat und der Bass in meiner Brust schlug wie mein Herz. Der Bass, mein Herz, der Bass ist tief und klar, der Herzschlag jeden Songs. Er treibt dich und er trägt dich. Dem Bass kannst du nichts vormachen. Er bleibt immer cool. Endlich spüre ich ihn wieder. Endlich bin ich wieder da. Ich atme wieder.

Ich kenne die Straße und die Moschee, ich bin Deutsche und Palästinenserin, aufgewachsen in einer männerdominierten Welt.

Als Muslima engagiere ich mich im großen *Djihad*.

Mein *Djihad* hat nichts mit den Verbrechern in Syrien zu tun, die Terror säen und die Welt entzweien. *Djihad* bedeutet Anstrengung. Es ist das Bemühen eines Gläubigen um ein gottgefälliges Leben, um innere Einkehr, Güte und Gerechtigkeit. Der Begriff ist einer von vielen, die dem Terror zum Opfer fallen, wenn wir es nicht verhindern. Terroristen schänden unsere Sprache. Lasst uns gegen diesen Missbrauch anschreiben und ansingen.

Lasst uns reden.

Es ist Zeit.

A wie Allah

Es ist Mitte Juni, und wir haben Ramadan. Ramadan ist »der heiÙe Monat«, die Fastenzeit. Der Begriff leitet sich vom Verb verbrennen ab. Vielleicht, weil deine Kehle brennt, wenn du sie nicht mit Wasser ablöschst.

Fasten ist unser Geschenk an Allah. *Hallo*, Allah hat uns das Leben geschenkt, was ist da schon ein Monat? Im Übrigen ist Ramadan eine gute Zeit. Gesund. *Halal*. Es heißt, für vier Wochen würden alle Teufel weggesperrt – alle, bis auf einen. Dein *Qareen*. Ich nenne ihn den Egoteufel. Er begleitet dich seit deiner Geburt wie ein Schatten, er flüstert dir etwas ins Ohr, er folgt dir, lässt sich nicht abschütteln, und wenn du nicht aufpasst, macht er sich in deinem Herzen breit. Dieser eine ist immer da. Auch jetzt, während ich beginne zu erzählen.

Durst, Hunger, Mundgeruch und ein Gefühl von spiritueller Leichtigkeit. Allah hat gesagt, der Mundgeruch des Gläubigen an Ramadan sei schön wie Moschusduft. Mir gefällt das. Diese Sicht. Moschusduft!

Ramadan, das heißt auch Wachsein. Alle Sinne schärfen. In sich hineinfühlen. Essen, Rauchen, Trinken und Konsumieren im Allgemeinen, das alles entfällt, zumindest bis die Sonne untergeht. Sich Ablenken ist nicht mehr. Wenn du fastest, siehst und hörst du besser, klarer.

Es sind Tage der Besinnung und des Wieder-zu-sich-Kommens. Eine gute Zeit für die Erinnerung.

Die Luft flimmert. Ich stehe auf dem Balkon unserer Wohnung und sehe hinunter auf die Straße. Der Asphalt schwitzt, als würde die Straße irgendetwas ausdünsten. Eine junge Frau schimpft mit ihrem Kind, ein Mädchen trägt Hotpants,

die kaum ihren Po bedecken, ich denke, sie ist erst 13, vielleicht 12, junge Augen, sie sieht mich nicht, ein Obdachloser sucht nach Pfandflaschen. Ein Mann heftet den Blick auf den Po des Mädchens, meine Hände schwitzen, ich habe Durst, an der Ecke unterhalten sich zwei Türkinen mit blondem Haar, Milchkaffee und Zigaretten, *wisst ihr nicht, heute ist Ramadan?*, ich dränge diesen Gedanken zurück wie einen unliebsamen Gast, den ich von früher kenne, *Hollywoodtürkinen*, so hätte ich damals gedacht in meinem Hochmut. Heute denke ich, *sie begehen andere Sünden als ich, nicht unbedingt mehr, vielleicht sogar weniger*

Meine Hände kleben an der Brüstung, ich will zurück ins Halbdunkel der Wohnung. Wachsam sein, das ist auch anstrengend. Manchmal wird es mir zu viel. Sehen ist Kopfschmerz. Zu viel Input.

Hollywoodtürkinen? Wie konnte ich glauben, dass mir ein Urteil zustünde? Was wusste ich von den Menschen, die ich auf der Straße sah?

Wenn ich mich früher über andere Muslime aufgeregt habe, weil sie den Glauben nicht so lebten, wie ich es für richtig hielt, wenn ich auf 180 war in meinem Hochmut, hat meine Seelenschwester mich runtergeholt.

»Im Glauben gibt es keinen Zwang, Habibtie«, hat Rahsan gesagt. Ich wollte das nicht immer hören. *Deso hätte mich verstanden!*, dachte ich. *Ich wünschte, er wäre noch da!*

Heute weiß ich, dass sie recht hat.

Wo hat sie nur die Weisheit her?

Und woher kam meine Wut?

Unser Prophet, *Sallaa Allahu, alaihi wa sallam, Friede und Segen sei auf ihm*, war nicht so. Er hat niemanden vorschnell verurteilt. Es gibt eine Geschichte, einen *Hadith*, der mir nahegeht.

Stellt euch eine Moschee vor. Den Männer-Betraum. Der Prophet (s) (das (s) steht für »*Friede und Segen sei auf ihm*«) und seine Gefährten beten. Neben ihnen kniet ein Betrunkener. Die Gefährten des Propheten empören sich, lautstark fordern sie den Mann auf, zu gehen und sich auszunüchtern.

»Er wird in die Hölle kommen, weil er betrunken die Moschee betritt«, entrüstet sich der Wortführer.

Da gebietet der Prophet, *Friede und Segen sei auf ihm*, dem Wortführer, still zu sein.

»Lass ihn sein *Dua* (Bittgebet) beenden. Gewiss wird er im Paradies empfangen«, sagt er. »Weißt du, wie oft dieser Mann bereut hat? Dass er bei jedem Schluck Alkohol, den er trank, geweint hat?«

Wenn ich diese barmherzige Überlieferung lese, kommen mir die Tränen.

Warum ich weine?

Weil ich bereut habe.

Ich habe bereut.

Oft.

L wie *Lyrics*

Meine Schwester Futun hat gesagt: *Es ist alles da, du musst nur genau hinsehen. Das Gute, das Böse, das Laute, das Leise und das Dazwischen.*

Heute ist ihr Rat mir teuer. Ich will herausfinden, wie alles anfang und warum ich so von meinem Weg abkam. Warum habe ich, eine glückliche Sängerin, die ihren Platz in der Musikszene gefunden hatte, alles hinter mir gelassen und mich

in einem Kreislauf der Gewalt verfangen? Warum werden Menschen »extrem« und feindselig?

Ich will genau hinsehen.

Dieses Buch ist kein Unterhaltungsroman. Es ist keine Geschichte mit Anfang und Ende, keine Herz-Schmerz-Story mit Happy End.

Ich bin Sängerin und Songwriterin und mein Medium ist die Musik. Singen ist meine Therapie und mein Brückenschlag zur Welt. Songtexte nennt man auch »Lyrics« – und »lyric« bedeutet so viel wie poetisch und gefühlvoll. Das gefällt mir. Musik erlaubt uns, Gefühle, Gedanken und Erfahrungen in Wort und Klang zu übersetzen. Für mich ist das die schönste Form von Poesie.

Ein Song hat ein Intro, Strophen, eine Hook und ein Fade-out. Im Intro klingen die wichtigsten Themen an. Die Strophen reden, sie erzählen. »Hook« kommt aus dem Englischen und bedeutet »Haken«. Die Hook ist der Refrain. Sie ist der Aufhänger. Wie ein Anker. Sie ist eingängig und klingt nach, sie ist, was übrig bleibt und sich im Gedächtnis festsetzt, die eine Zeile, die du weitersummst, wenn das Lied zu Ende ist. Mit Fade-out bezeichnen wir das Ausklingen des Songs. Den Moment, in dem Musik in Stille übergeht.

Ich will schreiben, wie ich singe. Dieser Text ist mein Protest- und Friedenssong in Prosa. Ein Lied darüber, was mit mir geschehen ist und was in diesem Land und in der Welt geschieht. Ein Lied über den friedlichen Islam, einen Glauben, der auf Liebe und Barmherzigkeit basiert. Ein Lied für Deutsche und Araber, für Gläubige und Nichtgläubige, für

alle jungen Menschen, die auf der Suche sind, wie ich es einmal war.

Ein Lied gegen Gewalt und Missbrauch. Eine Warnung vor dem lieblosen Islam, wie er heute von vielen gepredigt wird, und vor jeder Form von Extremismus und Fanatismus. Vor Frauenhass, der sich unter dem Deckmantel der Religion verbirgt.

Auf den folgenden Seiten wird vieles nebeneinanderstehen. Die Sprache des Glaubens und das Arabisch meiner Eltern, der Klang des Gebetsrufs und der Sound, den ich der Straße abgelauscht habe. Der coole Beat des Hip-Hops. Der Herzschlag der Angst. Und die ruhige Stimme meiner Schwester Futun.

Alles ist da, ihr müsst nur genau hinhören.

Ich hoffe, ihr hört die Hook und ihr mögt meinen Ton.

I. DER ISLAM MEINER ELTERN

Ich liebe meine Eltern.

Und ich weiß, dass meine Geschichte auch mit ihnen zu tun hat.

Dass ihre Geschichte mit Palästina zu tun hat.

Dass Palästinas Geschichte mit Deutschland zu tun hat.

Dass Deutschlands Geschichte mit dem Krieg zu tun hat.

Mein Vater war Anfang 20, als er das umkämpfte Palästina verließ und nach Deutschland einreiste. Das war in den Sechzigerjahren, vor dem Sechstagekrieg. Er studierte in München Architektur, und als er sein Diplom in der Tasche hatte, war noch immer Krieg in seiner Heimat. Ich weiß nicht, warum alle vom Israel-Palästina-Konflikt sprechen. Das klingt, als würden Palästinenser und Israelis beim Tee sitzen und über ein Thema reden, in dem sie uneins wären. Ein Konfliktthema. Dort herrscht jedoch seit Jahrzehnten Krieg, nicht weniger.

Also ließ er – mein Baba – meine Mutter nachkommen. Sie trafen sich in Berlin, bezogen eine 4-Zimmer-Standard-Wohnung in Wilmersdorf, und bekamen acht Kinder. Sechs Mädchen und zwei Jungen. Ghusun, Futun, Malak, Samar, Angham, mich, Shadie und Belal.

Malak bedeutet Engel. *Angham* die Melodien. *Samar* ist die Person, die sich nicht scheut, die Nacht zum Tag zu machen, wenn es um die gute Sache geht. *Belal*, der Junge mit der

schönen Stimme. Belal war nämlich der Name unseres ersten Gebetsrufers. Shadie. Shadie zu beschreiben, ist nicht so einfach. Mein Vater sagt, Shadie sei ein Mensch, dem andere gerne zuhören und dessen Rat sie sich zu Herzen nehmen, weil er einen guten Ton anschlägt. Gibt es ein deutsches Wort für Shadie? Das Übersetzen aus dem Arabischen fällt mir nicht immer leicht. Oft nähere ich mich Wortbedeutungen mithilfe von Bildern und Beschreibungen an. Mein Vater hat immer darauf bestanden, mit uns Kindern auch zu Hause Deutsch zu sprechen. Er ist nahezu unfehlbar, und doch hört man den Unterschied. Nicht am Satzbau oder an der Art, wie er Konsonanten und Vokale bildet, nicht an seinem Zungenschlag. Mein Vater spricht in Bildern, darin liegt der Unterschied.

»Wenn meine Tochter mit neun Männern in einem Kaffee sitzt, ist sie der zehnte Mann«, sagt er oft zu mir. Damit meint er, dass ich »meinen Mann stehe«, er lobt meine Unabhängigkeit. Seine Sprache kommt ohne das Dritte des Vergleichs aus, ohne »wie« oder »gleichsam«. Ich mag dieses Sprechen in Bildern, es klingt nach meiner Herzens-Heimat, nach Palästina.

Ich würde sagen, Shadie, das ist ein feiner Mensch. Mein Bruder ist ein feiner Mensch. Oder: *Der Ton macht die Musik.*

Nicht nur das, was Shadie zu sagen hat, ist schön – seine Botschaft –, sondern auch die Art, wie er sie rüberbringt.

Und dann ist da noch Ghusun, ein Name, der nach dem Geburtsort meiner Mutter klingt. Ghusun bedeutet auch *die Äste eines Baumes*.

In den Namen, die unsere Eltern wählten, klingt ihre Heimat an. Es sind gute Namen. Namen für ein gutes Leben.

Während wir Kinder in Deutschland aufwuchsen, mit gepudertem Hintern, mit Problemen wie »Ich muss unbedingt auf das neue Paar Sneakers sparen oder auf mein

Lieblings-Make-up«, kämpfte unsere Familie in Palästina ums Überleben. Mein Onkel wurde gefoltert. Mein Cousin starb. Und mein Vater, ein gebildeter Mann, der mit uns Kindern Bayerisch sprach, wenn er gut aufgelegt war, ein Mann, der Integration großschreibt und deutsche Kreuzworträtsel liebt, mein Vater war in Sicherheit, aber er trug den Krieg im Herzen. Seine Zerrissenheit war unsere Zerrissenheit.

Wir sollten Palästina nie vergessen. Das haben wir auch nicht.

Ich war drei Jahre alt, als er und Mama sich Aufnahmen des Massakers von Sabra und Schatila ansahen. Hinter dem Sofa war eine Zimmerecke, von der aus wir Kinder oft unbemerkt mit ansahen, was auf dem Bildschirm vor sich ging.

Ich weiß nicht, ob Baba und Mama gesehen haben, dass ich es gesehen habe.

Haben sie es mitbekommen, aber nicht verhindert?

Oder waren sie so gebannt, dass sie nicht auf mich achteten?

Damals war Krieg im Libanon. Es hatte Opfer auf allen Seiten gegeben. Zwei Tage nach dem gewaltsamen Tod eines hohen Generals drangen Milizen in das Flüchtlingslager ein. Eindringen ist das falsche Wort. Das Lager war von israelischen Soldaten umstellt, und sie ließen die Milizen passieren. Mehr noch, sie riegelten das Lager ab, sobald die Männer drinnen waren. Der Deal, den Sharon und der Verteidigungsminister eingegangen waren, war folgender: Die Milizen würden die vermeintlich in den Flüchtlingslagern befindlichen Verantwortlichen des Anschlags ausfindig machen und an die israelische Regierung übergeben.

Die israelischen Posten riegelten die Lagerausgänge ab und erhellten das Lager mit Leuchtraketen, während die Milizen Zivilisten folterten und ermordeten. Sie verstümmelten Kinder und Greise und vergewaltigten Frauen.

Was ich mit drei Jahren gesehen habe, kann ich nicht vergessen. Die Bilder haben sich in meiner Seele eingebrannt. Das gespenstische Licht der Leuchtraketen ist wie ein Flimmern auf der Netzhaut meiner Seele.

Meine Geschwister und ich sollten Palästina nie vergessen. Wie könnten wir?

Zu Hause, in unserer Vierzimmerwohnung in Berlin-Wilmersdorf, war alles nebeneinander: Liebe, Angst, Stolz und Scham. Freiheit und Zwang. Glaube und Allah. Allah war da, seit ich denken kann. In unserer Küche, in den Kinderzimmern, im Wohnzimmer und auch in dem Vorgarten, der so üppig blühte. Rosen, Beerensträucher und Weintrauben. Meine Mutter hat den grünen Daumen, *mashaAllah*, schon immer liebte sie Pflanzen. Und sie liebt Gott.

Allah trug sie im Herzen und auf der Zunge. »Allah Habibie!«, rief sie manchmal, wenn es Grund zur Freude gab: »Allah, mein Schatz!« Wir fanden das komisch. »Mama, wie sprichst du mit Gott?«

Meine Mutter war und ist eine schöne Frau. Früher trug sie ihr Haar offen, dichtes schwarzes Haar, das ihr schmales Gesicht umrahmte und ihr weich auf die Schultern fiel. Manchmal wurde sie im Bus angesprochen: »Gute Frau, wollen Sie vielleicht einen Kaffee mit mir trinken?« Dann nickte sie und lächelte. Stets gab sie dieselbe Antwort: »Wenn ich meinen Mann und meine acht Kinder mitnehmen kann, sehr gern!«

Sie hatte das gewisse Extra, *mashaAllah*, sie hatte einfach Chic, und sie sang so schön, dass mir das Herz aufging. Meine Mutter sang immer, beim Putzen, beim Bügeln, beim Kochen und bei Veranstaltungen der arabischen Community. Klassischer arabischer Gesang. Mama liebte Oum Kaltoum – und fiel mit ihrer starken, warmen Stimme ein,

wann immer eine ihrer Kassetten lief. Wenn ich heute Oum Kalthoum höre, singe ich mit, ich kenne jedes Lied auswendig, jedes Wort, und immer habe ich Mamas Bild vor Augen.

Wenn sie auftrat, saß mein Vater in der ersten Reihe und klatschte sich die Hände wund. Seine Augen glänzten vor Freude. Wie stolz wir auf sie waren.

Meine Mutter ist sehr spirituuell. Das zeigt sich in ihren Worten und Gesten und in ihrem Gesang. Als ich einmal solche Zahnschmerzen hatte, dass ich nicht mehr klar denken konnte, bettete sie meinen Kopf in ihren Schoß und malte mir den Koran auf die Wange, wo der Schmerz war. Es gibt Suren, die heilsam sind. Während sie mit dem Zeigefinger Worte auf meine Wange malte, entspannte sich mein Körper und der Schmerz ließ nach. Natürlich suchte ich am nächsten Tag den Zahnarzt auf.

Der Islam meiner Eltern war einfach und friedlich wie die Fastenzeit. Ich weiß noch, dass wir Kinder uns auf Ramadan freuten. Natürlich mussten wir nicht fasten, im Gegenteil, wir durften, wenn wir wollten. Das hatte beinahe etwas Spielerisches. Eine harte Prüfung waren die Werbespots im Fernsehen. Cornetto-Eis. Magnum. Damals begriff ich, was eine süße Versuchung ist. Und, dass es sich gut anfühlt, stark zu bleiben.

Rückblickend habe ich das Gefühl, als wären wir Kinder an Ramadan ruhiger gewesen und hätten weniger gestritten. Der heiße Monat war eine friedliche Zeit. Ich habe ihn immer geliebt.

Meine Eltern fasteten, sie trugen Gott im Herzen, aber sie beteten nicht vor uns Kindern und gingen nicht mit uns in die Moschee. Glauben war wie Atmen, etwas Selbstverständliches.

Heute denke ich, mehr zu wissen, hätte mir vielleicht gutgetan. Vielen von uns Kindern von Wilmersdorf bis zum

Wedding, die zwischen den Kulturen aufwuchsen, hätte es gutgetan, mehr zu wissen. *Hätte, hätte, Fahrradkette.*

Meine Eltern lebten einen toleranten Islam.

Augenblick. Warum habe ich jetzt »tolerant« gesagt? Ich mag diesen Begriff nicht. Weder das Adjektiv noch das Verb. Tolerieren ist ein verräterisches Wort.

Wenn ich zum Beispiel erkläre, ich toleriere, dass mein Azubi einen Nasenring trägt, oder ich toleriere, dass ein Schwarzer in meinem Betrieb arbeitet, heißt das, ich dulde es. Das ist Hochmut. Es ist die Sprache eines Heuchlers.

Wer wirklich offen ist, verliert kein Wort über einen Nasenring oder die Hautfarbe eines anderen Menschen.

Toleranz bedeutet Duldung. Und etwas oder jemanden dulden bedeutet, dass du dich und dein Denken für etwas Besseres hältst, aber ein Auge zudrückst.

Diese Haltung gibt es im Islam nicht.

Noch etwas anderes stört mich an dem Wort, das ich gebraucht habe.

Wenn ich sage, meine Eltern lebten einen toleranten Islam, impliziere ich, dass es einen anderen, intoleranten Islam gibt. Den gibt es nicht. Unbewusst habe ich den Glauben meiner Eltern gegen den Wahnsinn der syrischen Sektenführer verteidigt.

Damit wird *inshaAllah* Schluss sein.

Richtig ist:

Meine Eltern lebten den wahren Islam.

Auf unseren Wunsch durften wir in den Wilmersdorfer Bibelkreis, wo wir zusammen mit evangelischen und katholischen Kindern bastelten, malten und sangen. Baba erzählte mit Rührung von einer Zeit, als Friede war in Palästina. Als Christen, Juden und Muslime friedlich zusammenlebten. An religiösen Feiertagen habe man sich gegenseitig gratuliert.